

Irmtraud Gutschke

Gisela Steineckert

Das Leben hat was



neues deutschland

Das Neue Berlin

Irmtraud Gutschke

Gisela Steineckert

Das Leben hat was



neues deutschland

Das Neue Berlin

IMPRESSUM

ISBN eBook 978-3-360-50037-3

ISBN Print 978-3-360-02157-1

© 2013 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

© 2013 Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH

Umschlaggestaltung: Viktoria Ostermann
unter Verwendung eines Fotos von Camay Sungu

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Irmtraud Gutschke

Gisela Steineckert
Das Leben hat was

Das Neue Berlin

*Wir beide haben in unserem Leben Beistand gebraucht.
Dank denen, die ihn uns gegeben haben.*

VORAB

»Ich freu mich auf dich«, sagte sie, wenn wir uns verabredeten, und empfing mich mit einem Frühstück. Wenn ich nach mehreren Stunden Gespräch von ihr wegging, aus dem Hochhaus in der Leipziger Straße in Berlin, trugen mich meine Schritte leicht und die Gedanken schwirrten fröhlich im Kopf herum. Wieso eigentlich war ich gestern noch so müde gewesen? »Du stellst meine Füße auf weiten Raum«, zitierte Gisela Steineckert aus Psalm 31,9. Wieso nur vergessen wir oft, dass wir uns in einem weiten Raum befinden?

Ja doch, jeder ist irgendwie eingeengt. Verhältnisse – gesellschaftliche und persönliche – fordern ihren Tribut. Schon als Kind wurde uns klar gemacht, dass wir nicht alles erreichen können, was wir wollen. Früher oder später mag da Entmutigung um sich greifen. Müdigkeit, Resignation. Wie viele Niederlagen sind im Laufe eines Lebens hinzunehmen, wie viele Verluste zu verwinden. In solchen bedrückenden Momenten kommt manch einem der Gedanke, dass alles zu Ende sei.

»Atme, spür dich« heißt es in einem Gedicht von Gisela Steineckert, »du bist doch wer«. Wenn sie das vorträgt, schaut sie ins Publikum und beobachtet, wie die Leute reagieren, sich in diesem Moment erkannt fühlen in ihren Beschwerden und Ängsten, ihren Gefühlen von Einsamkeit und Nicht-mehr-Weiterkönnen. Wenn sie auf dem Podium sitzt, sucht sie jeden Einzelnen mit ihrem Blick; wie jemand versonnen lächelt, wie jemand verstohlen eine Träne wegwischt, wie da welche zusammenrücken oder ein Stück voneinander weg. Und fühlt sich überhaupt nicht belästigt, wenn die Leute dann auf sie zukommen und

ihr Herz ausschütten. Ganz im Gegenteil, sie genießt die Nähe.

Mit ihrer Kunst stellt Gisela Steineckert ganz bewusst eine zwischenmenschliche Beziehung her. Sie schreibt aus sich selbst heraus, aus ihrer Erfahrung, hat aber auch schon Wirkung im Sinn, die als Bestärkung vielleicht auch wieder zu ihr zurückkehrt. Keine Schriftstellerin, die nur für sich selber arbeiten könnte: Sie braucht die Leser, die Hörer so, wie diese ihr in Dankbarkeit begegnen.

Kaum zu glauben: Über tausend Lieder hat Gisela Steineckert geschrieben und Interpreteten wie Uschi Brüning, Veronika Fischer, Dirk Michaelis, Angelika Neutschel, Kurt Nolze, Frank Schöbel, Jürgen Walter (für den allein sie etwa vierhundert Lieder schuf) so auf den Leib geschneidert, dass diese ihnen ganz zu eigen wurden und sie selber als Textdichterin schon manchmal vergessen wird. Hinzu kamen über vierzig Bücher – vor allem Erzähl- und Gedichtbände – sowie Hörspiele und Drehbücher für Filme. Eine überaus produktive, erfolgreiche Autorin, der es allerdings nicht um Ruhm zu tun ist. Stolz auf Erreichtes? Das scheint ihr geradezu fremd zu sein. »Ich gehöre nicht zu denen, die sich an fertige Arbeiten klammern«, sagte sie in einem unserer Gespräche.

»Unsereins bleibt doch auch nicht beim Staubsaugen stehen und holt die Familie: Guckt mal, wie sauber der Teppich jetzt ist. Man schaut auf das, was noch zu tun ist.«

Leben ins Zukünftige – aber unser Gespräch war in großen Teilen auch Rückschau. Was mir in meinen vorigen Interviewbüchern mit Hermann Kant und Eva Strittmatter aus der Buchreihe von »neues deutschland« und dem Verlag Das Neue Berlin wichtig war, suchte ich auch hier: die Erfahrung aus Zeiten, die ich selbst nicht erlebt habe, und auch den Vergleich zum Eigenen. Diese untergegangene DDR wird zumindest diejenigen noch lange beschäftigen, für die sie zur Biografie gehört. Gerade weil es heute scheint, als ob die Geschichtsschreibung ein Fazit

hätte, ist es umso wichtiger, die persönlichen Geschichten zu erzählen und anzuhören, der Verallgemeinerung die Differenzierung hinzuzufügen, will man sich mit schematischen Urteilen nicht zufriedengeben. Das detailgenaue Erinnern, wie man etwas empfunden, wie man reagiert hat, ist in Beziehung zu setzen zu heutiger Erkenntnis. Ein solcher Gesellschaftsumbruch, ein solcher Umsturz, bedarf doch der persönlichen Verarbeitung, um für Künftiges frei zu sein.

Frei sein: ein Grundgedanke in diesem Buch. Wie findet man zu der Erkenntnis, dass es für die eigene Entscheidung oft mehr Spielräume gibt, als man glaubt, dass man sich manchmal auch Einsichten erarbeiten muss, aber sich nicht von vornherein als geducktes Wesen begreifen sollte? Die Verhältnisse sind nicht so? Ja gewiss. Aber wann, meint Gisela Steineckert zu Recht, hat es je die passenden Verhältnisse gegeben? Die Verhältnisse zum Besseren verändern? Versuch's erst mal im Kleinen, aber tu was. Red dich nicht heraus. Verkriech dich nicht schmollend in eine Ecke.

Sicher, sie ist ein sehr aktiver Mensch, sonst hätte sie die Schwierigkeiten - oder nenn's Schrecknisse - ihrer Kindheit, von denen sie erzählt, nicht unbeschadet überstanden. Sie hat früh ihre Kräfte und Vorstellungen dagegen mobilisiert. Sie wollte so vieles lernen und hätte gern studiert. Sie wollte so vieles schaffen, hat erlebt, wie Wege sich öffneten und sich auch Schranken schlossen. Musst du eben Tausendfüßler sein, sagte sie sich. Überforderung - der Begriff taucht mehrmals im Gespräch auf - bei sich selber und anderen zu erkennen, dafür hat sie inzwischen feinere Antennen.

Ein Buch über die Erfahrungen eines inzwischen über achtzigjährigen Lebens: historische, menschliche, weibliche Erfahrungen, aus denen auch Lehren gezogen werden sollen. Da geht es um künstlerische Arbeit, um

gesellschaftliches Engagement und immer wieder um Existenzielles, das, was Menschen zu allen Zeiten bewegt: Glückshoffnung, Enttäuschung, Kinder, Liebe, Älterwerden. Gedanken an den Tod. Über vieles, das merkte man, hatte Gisela Steineckert schon lange nachgedacht und hatte doch geradezu Lust darauf, etwas noch mal von anderen Seiten zu sehen. Ihre Antworten sind nie oberflächlich.

Auszudrücken, was man wirklich meint – einfach mag das scheinen, aber wie oft bleiben wir in Gemeinplätzen hängen, gehen den Dingen nicht auf den Grund. So habe ich immer wieder freudige Überraschung empfunden, wenn ich ihr zuhörte. Im Einverständnis: Ich kann mich in ihren Aussagen wiederfinden.

Es ist also kein Streitgespräch und schon gar keine distanzierte »Befragung«. Das liegt mir womöglich auch nicht. In meinem Text – viele, viele Stunden Interview mussten in eine Form gebracht werden – habe ich versucht, die Vertrautheit der Atmosphäre zu erhalten. Mögen die Leserin, der Leser bei diesem Zwiegespräch per Du gleichsam Teilnehmende sein, sich in ihren unausgesprochenen Bedrückungen, Traurigkeiten, Sehnsüchten verstanden fühlen. Sich etwas bewusst machen, um damit souveräner umgehen zu können. Befreiende Lektüre – das wäre mein Wunsch. Im Sinne des Buchtitels »Das Leben hat was«.

Irmtraud Gutschke

I

Meine Art Anfang

*Gewollt hab ich alles
gewusst so wenig
geföhlt zu viel
gedacht kaum je bis zu Ende
wenn ich unterlag, erhob ich mich
wie ein Boxer*

Was für ein Ausblick, fast ist man im Himmel über Berlin.

Unsere eigentliche Wohnung hier in der Leipziger Straße ist sogar noch acht Etagen höher, im 25. Stock. Doch dies, im 17. Stock, ist mein Refugium – das erste meines Lebens. Seit anderthalb Jahren. In dieser Zeit ist das Buch »Immer Ich« entstanden. Auch viele Lieder für Sänger. Wenn ich eintrete, hole ich erst mal tief Luft. Selten, dass ich jemanden hier reinlasse.

Da muss ich mich geehrt fühlen.

Auf diesem Stuhl hat vor ein paar Tagen Frank Schöbel gesessen. Er wollte von mir etwas Neues, schwärmte, dass wir vor 30 Jahren doch so schöne Lieder gemacht haben. Während einer Autofahrt hatte er sie wieder mal auf CD gehört. Gut, machen wir wieder mal eins, habe ich gesagt.

In mein Refugium dürfen nur Menschen, die mir keine Unruhe zurücklassen.

*Es gibt Leute, die schreiben am liebsten im Kaffeehaus,
andere stört schon die Fliege an der Wand. Wie ist das bei dir?*

Ich bin doch lange auch Hausfrau und Mutter gewesen. Es kommt darauf an, wann mir etwas einfällt. Wenn ich im Auto sitze - früher neben meinem Mann, jetzt neben Laura -, kommen mir mitunter Worte und Rhythmen in den Sinn. Da bin ich in mich versunken, aller Alltag ist fern, da fange ich an, mir ein Lied auszudenken. Mitten in der Nacht kann mein Kopf zu arbeiten beginnen. Oder beim Kochen singt es auf einmal in mir.

Arbeitest du manchmal bis in die Nacht?

Früher, als ich Kinder im Haus hatte, war morgens um vier meine Zeit, da hatte ich Ruhe bis ungefähr um sieben. Jetzt arbeite ich am liebsten vormittags bis etwa vierzehn Uhr. Dann ändere ich die Tätigkeit, lese etwas nach, telefoniere, alles, was man sonst zu tun hat neben dem Schreiben. Außerdem wartet natürlich noch der Haushalt.

Eine 80-jährige Verkäuferin oder Buchhalterin würde man nicht fragen, woran sie gerade arbeitet. Hast du manchmal gedacht: Jetzt bin ich doch Rentnerin?

Keine Sekunde, weil der Anfang so schwierig war, dass es für mich immer ein *Dürfen* geblieben ist. Ich *darf* jetzt schreiben, ich *darf* jetzt lesen, ich *darf* jetzt jemanden anrufen, ihm einen Vorschlag machen oder seinen Vorschlag erwidern. Diese Art Arbeit gibt mir ein Lebensgefühl, das durch nichts zu ersetzen ist.

Hast du dich nicht doch manchmal zerrissen gefühlt zwischen den Pflichten?

Wenn du alt genug bist, weißt du, dass du es nicht ändern kannst und richtest dich damit ein.

Vor vielen Jahren habe ich eine Erzählung gelesen - mir ist entfallen, wie die Autorin hieß - von einer Wissenschaftlerin, die so gestresst war, dass es ihr über Wochen nicht gelang, ein Häkchen an ihren Rock zu nähen.

Immer wenn sie den Rock anzog, er hielt ja auch so, wurde sie daran erinnert. Kennst du so was auch?

Sachen zur Belästigung werden zu lassen, habe ich mir frühzeitig abgewöhnt. Wenn ich die Knöpfe an diesen Bettbezug niemals annähe, na und? Andererseits darf man Dinge nicht aufschieben, von denen man überzeugt ist, dass man sie regeln muss. Ich würde nie meine Steuererklärung vernachlässigen, ich würde nie in meinem Leben etwas kaufen, ohne dass ich das Geld dafür habe. Ich würde nie Schulden machen, nicht einmal mir selbst gegenüber, indem ich Geld ausbebe, das ich womöglich für Wichtigeres brauche. Pflichten, die zu erfüllen sind, würden mich unerledigt viel mehr bedrücken, als sie zu erledigen.

Sozusagen dein Rat an Frauen oder an Männer, die sich gehetzt fühlen?

Wenn etwas notwendig, aber unangenehm ist, machen wir es sofort. Dazu müssen wir uns aber innerlich entscheiden, was wir wollen. Wir haben uns angewöhnt, eine Haltung zu haben, ehe wir etwas erledigen. Das macht uns das Leben leichter.

Klingt gut. Aber hast du nicht auch schon mal erlebt, völlig erschöpft, ausgebrannt zu sein?

Manchmal gibt es keine Möglichkeit, sich davor zu bewahren. Ich koche mit Lust und Liebe, ich mache jede Veranstaltung mit Lust, ich sitze am Computer und schreibe, ich arbeite mit den Sängern, immer mit Lust und Liebe, immer ganz und gar. Auf einmal merke ich: Etwas stimmt nicht mit mir. Ich schlafe schlecht, bin wie ausgelaugt. Wenn ich das feststelle, muss ich sortieren: Wo kann ich kürzer treten, damit ich mich auf eine geliebte Sache stärker konzentrieren kann? Wahrscheinlich ist es unentrinnbar, in Überanstrengung zu geraten, weil das

Leben als Frau eigentlich schon hundert Prozent ausmacht. Aber das Leben wie als geschlechtslose Person, die arbeitet, ackert, sich was ausdenkt, die angegriffen wird, die also einstecken und austeilen lernen muss, will ja auch bewältigt sein. Ich wollte lernen, vernünftiger mit mir umzugehen, nachdem ich das lange nicht gekonnt habe.

Was nennst du unvernünftig?

Ich habe Energie rausgeschmissen, als hätte ich noch unendlich viel in Reserve, mich verschwendet an Dinge, die sinnlos waren – an Liebeleien, an Experimente, ans Lebenswerk anderer, die es mir weder zu danken wussten noch die Kraft zur Weiterführung aufbrachten. Was Frauen nicht alles an Tüchtigsein abverlangt wird! Du musst Auto fahren können, du musst den Überblick über die Gesetze des Landes behalten, in dem du lebst, du musst wissen, wie man mit einem Baby, du musst wissen, wie man mit einem Mann umgeht. Während du ringsum bis heute siehst, dass Männer das unglaubliche Glück haben, sich mit den Inhalten befassen zu dürfen, für die sie sich freiwillig entscheiden. Aber als Frau musst du ständig zwischen Sari und Uniform wählen und hast mitunter nicht mal die Wahl. Hinzu kommt die genetische Schwäche, dass wir Weiber so anfällig für Zweifel sind.

Sind Frauen anfälliger für Zweifel als Männer?

Wenn Männer an sich selber zweifeln, schaffen sie es häufiger, ein paar andere Leute mit dafür verantwortlich zu machen. Männer sagen sich selten: Ich glaube, ich habe eine Macke, gegen die ich vorgehen muss. Sie denken eher: Ich werde ganz schön in die Mangel genommen. Er kommt oft nicht auf die Idee, dass er sich ändern müsste. Ich habe Männer gekannt, mit denen ich entweder rumgeliebelt oder gearbeitet oder gelebt habe. Oder die Männer meiner Freundinnen, die ich beobachten konnte, die Kollegen, mit denen ich in Funktionen zusammensaß.

Ehe ein Mann aufhört, beim Aufschneiden der Schrippe zu krümeln, müssten sich Welten bewegen.

Ich krümele aber auch.

Ja, aber du machst es anschließend auch weg. Generell glaube ich: Männer sind in ihrer Grundsubstanz weniger angreifbar durch Zweifel. Das Leben in den letzten fünftausend Jahren hat ihnen recht gegeben in der Vorstellung, etwas zu können, was eine Frau nicht vermag. Aber das lag daran, dass Frauen gar nicht die Möglichkeit hatten, es zu versuchen.

Inzwischen gibt es aber viele Männer, die Krümel wegwischen und nicht auf die Idee kämen, Frauen als minderwertig anzusehen?

Einem solidarischen und dabei selbstbewussten Mann stellt sich die Frage gar nicht, ob Männer oder Frauen tüchtiger, klüger, ja einfach beholfener sind. Ihm ist es selbstverständlich, dass Frauen denkende Wesen sind mit uralten Erfahrungen, die einem als Mann sehr zugute kommen können. So ein Glück im Miteinander habe ich in den letzten vierzig Jahren kennengelernt. Vorher hatte ich gedacht, das gibt es nicht. Denn nicht nur mein Vater, auch andere Männer, denen ich begegnete, waren in ihrem Mannsein gefangen und hatten ein Bild von dem, was sie darstellen müssten. Ich brauche keinen Helden.

Du willst sagen, Männer deiner Generation wurden zum Kriegsdienst erzogen ...

Wenn einer, ganz jung, Soldat war und diese Vorstellung vom Mannsein in sich hat, läuft er nachher auch im Privatleben womöglich mit einer Art Stahlhelm rum. Diese Generation von Männern haben wir doch gekriegt, wir, die wir selber den Krieg erlebt haben und von Männern gesucht wurden, die von tödlichen Gedanken angekränkelt waren. Mein erster Mann, Walter Steineckert, 1926

geboren, ist noch eingezogen worden, war ein blutjunger Leutnant. Dass er das EK II bekam, ist der Höhepunkt seines Lebens geblieben.

Wie hast du darauf reagiert?

Ich konnte nicht mit ihm leben.

Wie hat sich das kleine Mädchen Gisela seine Zukunft vorgestellt, was hat es sich erträumt für sein Leben?

Ich wollte reich, berühmt, schön und glücklich sein. Das habe ich mir vorgestellt, als ich noch nicht mal zehn Jahre alt war. Aber es war nicht die Hoffnung, dass es mir irgendwie zuteil werden würde. Ich habe mir ganz früh, bei jeder unangenehmen Arbeit, die ich zu leisten hatte, geholfen mit dem Satz: Wenn du das jetzt lernst, kannst du es. Ich war vier, als mein Bruder geboren wurde, da wurden mir Pflichten für ihn übertragen. Zwei Jahre später kam meine Schwester auf die Welt. Also waren wir, meine Schwester und ich, für beide Kinder verantwortlich. Ich war acht, als ich zum ersten Mal berufstätig war. Die Mutter brachte Berge von Militärkragen nach Hause. Meine Schwester und ich saßen den ganzen Tag und schnippelten mit kleinen Scheren die Nähfäden ab. Meine Mutter kriegte dafür in der Woche 32 Mark. Dann in Oberösterreich habe ich als Zehn-, Zwölfjährige genauso wie die Magd gearbeitet. Und ich habe mir nicht leid getan dabei. Der Satz galt: Ich mache es, ich werde es denen beweisen.

Ein ehrgeiziges Kind.

Sehr ehrgeizig. Mit diesem »Ich kann's« habe ich mich auf ein Pferd gesetzt und bin geritten. Ich habe die ganze Nacht bei der Sau gehockt und den neugeborenen Ferkeln sofort die Schleimhäute an ihrem kleinen Maul entfernt, weil sie sonst nicht atmen können. Aber in Ruhe lesen, schreiben, in Ruhe über etwas nachdenken, galt als

Faulenzerei. Ich durfte als Kind nicht ungestört sein, und es gab auch gar keine Chance dafür, niemals.

Umso größer die Sehnsucht danach?

Auf jeden Fall. Es fiel mir vieles leicht. Meine Schwester ist ein Jahr früher eingeschult worden. Sie hatte ein Lesebuch, sollte die Buchstaben lernen, das fiel ihr schwer. Aber mir war, als ob die Buchstaben auf mich zukommen. Ich habe, neben ihr stehend, auf ihre Schularbeiten schauend, spielend lesen gelernt. Ich war fünf, als ich in die Schule kam, und konnte schon fließend lesen. Ich dachte nur, das darf niemand merken, weil sie mich sonst nach Hause schicken würden. Aber ich habe auch schon in der ersten Klasse die Demütigung wegen unserer Armut erlebt. Ich hatte keine Häkelnadel und keinen Schwamm zur Schiefertafel. Und dann auch den ersten Bleistift nicht, den wir mitbringen sollten. Immer mal wieder durfte ich nicht zur Schule, weil ich auf die Geschwister aufpassen sollte. Oder die Mutter sagte: Ihr macht jetzt die Kragen fertig. Da fehlten wir drei Wochen. Als wir danach ohne Entschuldigungszettel wieder hingeschickt wurden, mussten wir es ausbaden, denn die anderen Kinder hatten uns auf der Straße gesehen, wussten, wir waren nicht krank.

Dauernder Kampf um Anerkennung?

In Österreich wurde es besser. Der Herr Oberlehrer – ein Nazi, aber mir wohlgesonnen – sagte zu mir: »Gissella, du könntest sogar Lehrerin werden.« Ich wusste, das war für ihn der höchste Status, den ein Mensch im Leben erreichen kann. Ich bekam die Aufgabe, alle Aufsätze der Klasse zu redigieren, musste aber vor den Mitschülern die Zensuren begründen. Und ich durfte in der 1. und 2. Klasse Unterricht geben in Deutsch und Rechnen. Das hat mir Spaß gemacht, das war geradezu wunderbar. Mit einer einzigen Einschränkung: Meine Mutter hat von mir

verlangt, dass ich die Fehler meiner faulen Schwester heimlich berichtige und ihr Einsen gebe. Weil ich das ablehnte, kriegte ich Ohrfeigen.

Eigentlich sind Kinder doch abhängig von ihrer Mutter ...

Schon sehr früh habe ich beschlossen: Ich will so nicht leben, ich will das nicht. Wenn sie mich ohrfeigte, habe ich gedacht, ich würde nie jemanden schlagen. Das habe ich durchgehalten bis heute. Nur einmal ist mir bei meiner Tochter die Hand ausgerutscht, als sie log und ich große Angst um sie hatte. Meine Mutter lag oft noch im Bett, wenn wir zur Schule gingen, ohne Frühstück. Und wenn wir heimkamen, lag sie immer noch da und las in irgendwelchen Zeitschriften. Da habe ich mir vorgenommen: Wenn ich Kinder habe, stehe ich vor ihnen auf, bin ich angezogen, decke den Tisch. Ganz detailliert habe ich mir das ausgemalt.

Selbsterziehung am negativen Beispiel?

Wir hatten nix, wir waren niemand, wir waren auch nicht angesehen. Und ich hasste sogar, wenn man das schon Hassen nennen kann, meinen Namen.

Deshalb also findet sich dein Mädchename in keinem Lexikon?

In »Immer Ich« kommt er einmal vor. Wir hießen Burock. Meine Mutter war eine geborene Oswald, hatte ferne Vorfahren im französischen Landadel mit einem schwarzen Einschub. Das ist aber eine Geschichte für sich. Die Familie meines Vaters, das waren die Burocks aus Voitsdorf im »Sudetengau«. In der Schule wurde man damals mit Nachnamen aufgerufen. Burock! – zusammengezuckt bin ich jedes Mal. O Gott, nun wird die ganze Schande von zu Hause offenbar: das schimmlige Geschirr im Küchenschrank, meine Mutter, die schon wieder

irgendeinen Kerl hat, und mein Vater, der besoffen angetorkelt kommt.

Der war Schneidermeister?

Schneidergehilfe. Hat immer eine Woche nicht getrunken, dann war er drei Tage blau oder hat gleich durchgemacht. Und ich habe mit 17 dann Steineckert geheißt und nie wieder meinen Mädchennamen benutzt, nie wieder. Den Namen Steineckert habe ich beibehalten, weil ich so heißen wollte wie mein Kind.

In »Immer Ich« steht auch, dass du das erste Jahr deines Lebens im Waisenhaus warst. Wie ist das zugegangen?

Meine Mutter war Dienstmädchen in Tegel bei einem Chefarzt; seine Frau war Schauspielerin und immer unterwegs. Sie hatten einen kleinen Jungen, vier oder fünf Jahre alt, um den sie sich kümmerte. Als sie schwanger wurde, hat sie mich dem Chefarzt versprochen.

Was denn, wollte sie dich verkaufen?

Er hat ihr tatsächlich Geld angeboten, er wollte das Baby gerne haben, seine Frau war einverstanden. Ob da was gewesen ist zwischen meiner Mutter und ihm, ich weiß es nicht. Sie blieb immer dabei, ich sei die Tochter von Franz Burock, allerdings sahen wir uns überhaupt nicht ähnlich. Er redete kaum mit mir und hat auch niemals meinen Vornamen genannt. Als ich ihn später einmal daraufhin ansprach, sagte er: Frag deine Mutter! Das Geheimnis meiner Mutter: Sie wusste nicht genau, wer der Vater war. Aber als sie mich geboren hatte, brachte sie es nicht über sich, mich wegzugeben. Sie nahm mich und haute ab. Mit Burock, sie waren ja nicht verheiratet, hatte sie keine Bleibe. Bei seinen Eltern konnte sie auch nicht wohnen. Sie verdingte sich in einer Wäscherei in einem Keller, in der Anklamer Straße. Was sollte sie mit mir machen? Da hat sie mich auch im Waisenhaus abgegeben.

Wieso »auch?«

Meine Schwester, 1929 geboren, war schon dort. Von diesem Waisenhaus habe ich ein Bild im Kopf: Ich bin auf dem Arm meiner Mutter, ich sehe ein Fenster, das man hoch- und runterschieben kann, sie übergibt mich einer anderen Frau, und ich schreie. Anderthalb oder zwei Jahre war ich dort, sie sagte, sie wüsste es nicht mehr genau. 1933 hat sie Franz Burock geheiratet, und sie haben uns beide zu sich genommen. Aber in der Zwischenzeit war ich noch in der Ackerstraße bei Pflegeeltern. Da saß ich in der Küche und habe mit Kleinholz gespielt. Der Mann kam rein und hat die Frau gehauen. Ich habe mich weggeduckt: Wenn ich ganz still bin, dachte ich ...

Ein frühkindliches Trauma - so würde man das heute nennen. Staunst du nicht manchmal selbst darüber, dass du daran nicht zerbrochen bist?

Ich habe dazu sehr früh eine Haltung gewonnen: Mutti macht alles falsch. Und: Ja, das ist mir widerfahren. Manches habe ich noch nie erzählt, weil es noch immer wund ist.

Hast du darüber nachgedacht, warum deine Mutter so war?

Sie hat uns übelgenommen, wie sie existieren musste. Sie war eine sehr hübsche junge Frau, wir standen ihr im Weg. Im Kino sah sie die Welt, in der sie gerne gelebt hätte. Dann kam sie nach Hause, vier Gören waren da, es war nichts aufgeräumt, es war nichts gekocht, die schmutzige Wäsche lag rum, und sie hatte kein Geld. Darüber ist sie in Verzweiflung geraten, weil sie dachte, sie hätte Besseres verdient. Ja, wir waren schuld. Immer wenn sie aus dem Kino kam, haben wir uns möglichst mausestill verhalten. Wir wussten: Die guckt uns so lange an, bis sie irgendwas findet, und dann drischt sie los. Die beiden Kleinen hat sie

nie angerührt, aber meine Schwester und mich. Naja, und dann hatte sie sieben Fehlgeburten. Jedes Mal hat sie allein abgetrieben – mit unserer Hilfe, wenn es soweit war. Immer Ende des vierten, Anfang des fünften Monats hat sie es geschafft, dass sie das Kind verlor unter fürchterlichen Qualen. Das sehe ich noch vor mir: so ein winzig kleiner Junge, an dem war schon alles dran ... auf dem Hof gab es einen kleinen Schuppen für Kohlen, Kartoffeln und Brennholz, dahinter habe ich ihn begraben.

Mein Gott, die arme Frau ...

Ja, aber sie hat es doch immer wieder gemacht, sogar in der Nazizeit, als darauf die Todesstrafe stand. So blöd! Sie hat sich mit vielen Männern eingelassen, im Krieg war ihre schönste Zeit. Während wir auf dem Bauernhof in Österreich waren, ist sie gereist. Kriegte im Monat 365 Mark, hatte nur die Steffi bei sich, die Kleine. Den Sohn, vierjährig, hat sie uns ins Abteil geschoben, ohne uns zu sagen, wo wir hinfahren und was da passiert. Später zog sie wegen der Bomben auch nach Wildenau, aber nicht zu uns auf den Bauernhof.

Eine ziemlich egoistische Person ...

Aber von sich sagte sie: Mein einziger Fehler ist, dass ich zu gut bin. Das meinte sie ernst. Alle Männer seien hinter ihr her, erzählte sie uns. Das stimmte. Meine Mutter hatte blauschwarze Locken, einen schönen schneeweißen Busen, dunkelbraune Augen und einen unglaublichen Charme. Wie sie flirten konnte, wenn sie wollte! Als ich in die Pubertät kam, brach bei ihr die Eifersucht aus. »Mit wem hast du dich rumgetrieben? Komm mir ja nicht mit einem Gör, sonst klatsche ich dich an die Wand, bis du kleben bleibst.« So sprach sie mit mir. Und ich dachte: So früh wie möglich raus! Bloß weg, weg!

Widerstandskräfte ...

... von denen sie nie etwas gemerkt hat. Trotzdem habe ich sie rausgeholt, als sie 1953 im Gefängnis war.

Warum war sie eingesperrt?

Wegen Schieberei von Waren nach drüben, an denen drübigere Schieber durch den hohen Wechselkurs wiederum verdienen konnten. Vom Elisabethkirchplatz, dem sogenannten Bullenwinkel, wo meine Mutter wohnte, war es nicht weit bis Gesundbrunnen. Sie hat da alles Mögliche unter ihren Kleidern versteckt transportiert, manchmal eine Gans im Kinderwagen. Sie wurde kontrolliert, ist mindestens zwanzig Mal verwarnt worden. Auch uns einzuspannen, hat sie versucht. Meine Schwester hat freudig mitgemacht, ich nicht.

Wie konntest du sie denn aus dem Gefängnis holen?

Ich bin zum Staatsanwalt gegangen, habe ihn angefleht: Sie hat bald ihren 45. Geburtstag, es sind zwei minderjährige Kinder da. Ich kann mich nicht um sie kümmern, habe selber ein zweijähriges Kind. Da hat er mich lange, lange nachdenklich angeschaut und gesagt: Im September ist der Prozess. Sie müssen mit fünf Jahren rechnen, denn sie ist nachweislich mehrfach ermahnt worden. Können Sie sich für Ihre Mutter verbürgen? Ich sehe die Tür noch, an die ich gelehnt stand, ich habe ihn angeguckt und er mich. »Da lasse ich sie auf Ihr Wort hin bis zum Prozess nach Hause«, sagte er. Ich war zweiundzwanzig und sehnte mich nach Scheidung. Ich habe mich verbürgt, und er hat sie freigelassen.

Auf dein Wort hin?

Noch am selben Tag konnte ich sie abholen. Sie schnatterte, wie alle begeistert waren von dem Nähzirkel, den sie gegründet hatte. Die Frauen im Gefängnis hatten sich ja so gefreut, dass sie da war. So trabte sie neben mir